

ich schon immer allein gelebt? Letztes Jahr warst du ein paar Monate mit einem Mädchen zusammen, seit sie weg ist, bist du allein. Wo ist sie jetzt, haben wir uns getrennt? Ja, als ihr euch getrennt habt, hat sie Istanbul verlassen. Ich stutze. Das überrascht mich mehr, als zu erfahren, dass ich in meinem alten Leben Musik gemacht habe und aus einer wohlhabenden Familie stamme. Wie ist es mir mit der Trennung ergangen, hat das Mädchen deiner Meinung nach etwas damit zu tun, dass ich in diese Lage geraten bin? Nein, das glaube ich nicht. Die Trennung hat dich nicht weiter berührt. Du hast keine einzige Zeile über sie geschrieben und hieltest es auch nicht für nötig, dein Herz auszuschütten, wenn wir zusammen tranken. Du hast sie hinter dir gelassen. Wie das, so wie die Maria-Figur? Maria hält den Sohn auf ihrem Schoß fest, ihr Mund ist fest verschlossen. Alle Worte hält sie hinter den marmornen Lippen gefangen. Seit dem Morgen fällt mein Blick immer wieder auf sie, ich kann nicht anders, als sie wieder und wieder zu betrachten. Ihr Gesicht ist schön. Wie sie den Nacken beugt, ihr Blick, der Ausdruck ihrer Lippen. Schönheit wirkt bei ihr wie der reinste Zustand der Wirklichkeit. Solche Gedanken wirbeln mir durch den Kopf, und ich weiß nicht mehr, woran ich glauben soll. Am meisten zweifle ich an der Zeit. Ich weiß nicht, ob Maria noch lebt. Ich frage mich, ob auch sie schließlich starb und vom Leid erlöst ist. Das ist lange her, sagt Bek, die haben vor zweitausend Jahren gelebt. Jetzt kommen sie noch in religiösen Mythen vor. Um mir sicher zu sein, wie lang die verstrichene Zeit ist, halte ich mich an die Zahlen. So lange ist das also schon her, sage ich, wie die Zeit vergeht. Befremdet starrt Bek mich an. Zum ersten Mal sehe ich einen anderen Ausdruck als Sorge oder Freude in seinem Blick. Ich frage, ob ich mich für Religion interessiere. Für Religion? Nein, du interessierst dich für Kunst, für Musik. An etwas anderes glaubst du nicht. Du spielst Gitarre und singst, in den Blues-Bars von Istanbul hast du haufenweise Fans. Du bist der Star unserer Band. Wir spielen bei dir, um deine Lieder zu ergänzen, um ein Teil von dir zu sein. Das sage ich nicht, um dir Mut zu machen. Bei uns ist es ja üblich, das weißt du, jemanden entweder in den Himmel zu heben oder in Grund und Boden zu verdammen. Ist das so? Ja, es gibt keine Mitte. Aber ich sage, wie es ist, Boratin, im Songschreiben und Singen bist du fantastisch. Ich schaue zu den Platten und den verschiedenfarbigen Gitarren hinüber. Stünden an ihrer Stelle Angeln oder durch Benutzung stumpfe Äxte, würde ich mit demselben Interesse hinschauen. Hätte man mich in eine andere Wohnung gebracht und gesagt, ich wäre Angler oder Holzfäller, hätte ich auch das geglaubt. Man kann in der Vergangenheit alle möglichen Schicksale gelebt haben. Wer weiß, wann ich die Plattencover an die Wand gehängt habe. Delta Blues. Warum ist das Denizaltı-Cover darunter kein Originaldruck, sondern mit der Hand geschrieben? Das ist der Name unserer Band, Boratin. Du arbeitest seit einer Weile an unserem ersten Album. Das

Plattencover hast du selbst geschrieben und dort hingehängt. Mir wird klar, dass Bek an mich glaubt, mehr noch, dass er mich mag. Und er wünscht von Herzen, dass auch ich ihm glaube und der Mensch bin, den er sich wünscht. Er schenkt uns Tee nach. Er zieht eine Zigarettenschachtel aus der Tasche, steckt sich eine an und wartet neugierig ab, ob auch ich danach greife. Ich zögere nicht. Ich ziehe eine Zigarette heraus und zünde sie an. Der erste Zug hinterlässt einen bitteren Geschmack in meiner Kehle, der zweite ist gut. Bek lächelt. Hätte ich dir bloß gesagt, dass du nicht rauchst, sagt er. Vielleicht hättest du sie nicht angerührt. Hab keine Eile mit dem Leben, Boratin. Um ehrlich zu sein, es gibt nichts, das Eile erfordern würde. Lass es kommen, wie es kommt, und tu das, wonach dir gerade ist. Ich bin immer an deiner Seite. Ich helfe dir. Zum Beispiel ... Bek zieht an der Zigarette und denkt nach. Die Liste all der Dinge, bei denen er mir helfen will, scheint lang zu sein, oder ganz im Gegenteil, es gibt kaum etwas, das zu tun wäre. Morgen, sagt er, morgen erledigen wir ein, zwei Dinge. Deine Karten und dein Handy sind nicht mehr zu gebrauchen. Wir gehen zur Bank und beantragen eine neue Karte für dich. Wir besorgen dir ein neues Handy. Ich kann ihm nicht weiter folgen. Er redet von Karten, Nummern, Einrichtungen, alles notwendig, damit ich mir außerhalb der Wohnung, auf der Straße, eine Existenz verschaffe. Seit heute früh denke ich, eine Gitarre und eine Flasche Wein, dazu noch Medikamente, reichen einem wie mir (was für einem?) doch zum Leben. Mehr braucht es nicht. Von niemandem will ich etwas verlangen, niemand soll etwas von mir verlangen. Wer meine Adresse kennt, kann an meine Tür klopfen, wann immer er will, wer will, kann mich anrufen. Boratin, dein Festnetzanschluss funktioniert doch, oder? Ich habe dich angerufen, du bist nicht rangegangen. Du warst das? Ja, über das Festnetz rufen sowieso nur zwei Leute an, ich oder deine Schwester. Meine Schwester? Ja. Ich wende den Kopf, spähe zum Telefon in der Ecke hinüber, die Goldverzierung funkelt, es steht da, als könnte es jeden Augenblick klingeln. Ich empfinde Mitleid, ohne den Grund dafür zu kennen, und obwohl ich seit einer Woche nicht einmal Mitleid für mich selbst aufbringen konnte. Morgens hatte das Telefon mehr als einmal geklingelt, der zweite Anrufer muss also meine Schwester gewesen sein. Boratin, das Telefon war schon da, als du hier eingezogen bist. Handys sind so verbreitet, dass keiner mehr ein Telefon zu Hause hat. Du hast den Anschluss behalten, weil deine Schwester lieber übers Festnetz telefoniert.

## Wie eine Spinne im eigenen Netz

### 4

Ich stapfe die Gasse hinauf und höre, wie eine junge Frau und ein junger Mann vor mir über Glück und Tod reden. Wenn du glücklich sein willst, sagt die Frau, such dir etwas, woran du dich hängen kannst, einen Glauben oder eine Liebste. Willst du aber die Wahrheit finden, dann hab ein Auge auf den Tod. Beider Haare sind auf Ohrhöhe gerade geschnitten. Sie tragen die gleichen Boots und Uhren. Ihre Stimmen gleichen einander wie Zwillinge. Vor einem Antiquariat bleiben sie stehen. Sie nehmen die Sonnenbrillen ab, hängen sie in den obersten Knopf ihrer Hemden. Beim Antiquariat bröckelt der Putz, die Farbe der hölzernen Fensterrahmen platzt ab, das Schaufenster ist lange nicht geputzt. Auf der Straße hat niemand einen Blick für das Geschäft, es ist älter als die anderen. Die Buchstaben auf dem Schild sind verblichen. Im Schaufenster ein eingestaubter Plattenspieler, ein Grammophon mit gebrochenem Arm, achtlos verstreut bleichen alte Bücher vor sich hin, ein komfortabel in die obere Ecke gewebtes Spinnennetz scheint in diesem Laden das neueste Stück zu sein.

Die jungen Leute betreten das Geschäft und grüßen den Antiquar vertraut, wie nur Bekannte es tun. Man fragt einander nach dem Befinden, dann schauen sie auf ihre Armbanduhren. Sind sie zu früh oder zu spät? Der Antiquar wirft einen Blick auf die Wanduhr und stellt fest, dass die in Holz gerahmte Uhr stehen geblieben ist. Er schaut einmal auf den Stunden-, dann auf den Minutenzeiger, tappt zur Wand und öffnet die Klappe. Er fragt die jungen Leute, wie spät es ist, zehn vor drei, er stellt die Uhr, dreht die Kurbel. Dann tritt er zurück und mustert die Uhr wie ein kostbares Gemälde. Sie läuft. Ich schlüpfe zur Tür hinein. Grüße die Anwesenden. Mein Blick gilt nicht der Uhr, sondern den Büchern in den Regalen. Schauen Sie sich nur um, sagt der Antiquar, sagen Sie mir Bescheid, wenn Sie etwas wünschen. Gut, sage ich. Ich weiß nicht, warum ich eingetreten bin. Vielleicht hat mich das Gespräch der jungen Leute angezogen, oder ich wollte sehen, wie ein Antiquariat aussieht. Der Antiquar dreht sich um, stellt sich wieder hinter den Tresen. Er krepelt die Hemdsärmel hoch, breitet ein samtenes Tuch über den staubigen Tresen, streicht die Falten glatt. Dann öffnet er eine Schublade des Schrankes nebenan. Er nimmt ein Buch heraus und bettet es auf die Samtdecke. Der

zerschlissene Buchdeckel erinnert an seltenes altes Porzellan, anmutig und fragil. Er setzt die Brille auf, berührt das Buch zart. Wenn jeder Antiquar zeit seines Lebens auf ein einziges Buch wartet und all die Werke, die er Tag für Tag, Jahr um Jahr sammelt, erst Sinn bekommen, wenn das eine Buch gefunden ist, dann scheint dieser Antiquar soeben auf dieses Buch gestoßen zu sein, von dem seit dem Ende des Reichs jeder sein Leben lang geträumt hat. Die Jäger, die wissen, dass unter dem Schutt des vor Jahren (vor wie vielen Jahren?) zusammengebrochenen Reichs neben in alle Winde verstreuten Familien und maroden Villen auch rare Bücher überlebt haben, verwenden ihr gesamtes Leben auf Bücher, deren Titel hin und wieder in Zeitungen stehen, die aber schier unauffindbar sind, verwickeln sich dafür gar in Verbrechen. Beispielsweise die Handschrift *Der sonnenzentrierte Himmel*, die verbrannt sein soll, als die Bibliothek von Alexandria in Flammen aufging, oder das Werk *Behandlungsmethoden für Liebesleiden*, dessen letztes Sanskrit-Exemplar eine Karawane mit sich geführt haben soll, die auf der Seidenstraße überfallen wurde, oder *Ewiges Lachen*, das Buch, das Königin Margarete von Navarra beschlagnahmte und verbrennen ließ, weil jeder, noch ehe er es ausgelesen hatte, von Lachkrämpfen geschüttelt elendig zugrunde ging, ein einziges letztes Exemplar sei in die Schatzkammer verbracht worden. Ich bin überzeugt, sagt der Antiquar, hier ein einzigartiges Buch vom Kaliber dieser Werke vor mir zu haben.

Die jungen Leute treten hinzu, berühren die Samtdecke, halten sich in der Sorge, das Buch zu beschädigen, aber an eine Grenze. Was ein Buch schön macht, spricht der Antiquar weiter, ist, dass man das Gefühl für es bei keinem anderen Buch verspüren kann. Aus diesem Grunde sind schöne Bücher unmöglich miteinander vergleichbar. Er will die beiden nicht länger auf die Folter spannen und liest die erste Seite vor, die jungen Leute bestaunen das Buch, als erführen sie von einem wohlgehüteten Geheimnis. Sie ziehen die Schultern hoch und senken die Köpfe. Sie vergessen die Welt ringsum, als hätten sie auf dem Wasser ihr Abbild entdeckt und wären wie gebannt davon, beinahe berühren ihre Haare das unsichtbare Gewässer. Im Anfang war das Wort, davon hatten sie gehört, jetzt erfahren sie durch die Stimme des Antiquars, dass auch am Ende nur das Wort bleibt. Leben ist, das Wort wahrzunehmen und zu begreifen. Als der Antiquar schließlich mit bedächtigen Lippenbewegungen preisgibt, dass auch der Tod aus Wort besteht, heben die jungen Leute den Kopf und starren ihn an. Was verspricht ein Buch, das auf der ersten Seite von solchen Dingen spricht, wohl erst für die folgenden Seiten? Als ich höre, dass der Tod aus einem Wort besteht, schleiche ich, wie ich gekommen bin, zur Tür hinaus. Sie bemerken mich nicht. Vor dem Geschäft bleibe ich stehen. Betrachte das Spiegelbild meines Gesichts in der Schaufensterscheibe. Erkenne ich eine Regung in meinem Gesicht, ein Zucken an

meinem Auge, könnte ich entscheiden, was ich denken soll. Jeder Mensch braucht eine Vergangenheit, jetzt bemüht sich alle Welt um eine Vergangenheit für mich. Die Vergangenheit ist wie ein Zug, der in der Dunkelheit verschwindet. Entsinnst du dich nicht, wohin du mit ihm unterwegs warst, an welcher Station du ausgestiegen bist, weißt du auch nicht, wer du bist. Warum stehe ich jetzt nicht irgendwo in einem anderen Land, sondern auf dieser Gasse hier, warum beäuge ich nicht aus einem Körper anderen Alters, sondern aus ebendiesem mich selbst vor dem Schaufenster? Welliges Haar, breite Schultern, das ist mein Körper. Nicht der eines anderen. Das weiß ich. Das Telefon in meiner Wohnung oder auch die aufgereihten Gitarren mag ich anzweifeln, doch an diesem Körper zweifle ich nicht. Das Einzige, was ich habe. Ich hebe die Hände zum Haar. Es sind meine Hände, sie bewegen sich, wenn ich es will, halten still, wenn es mir beliebt. Meine Augen sehen die Welt, meine Ohren hören die Geräusche der Gasse. Mein Bauch verspürt Hunger. Die gebrochene Rippe macht sich häufig bemerkbar. Meine Vergangenheit hat mich verlassen, und mein Geist ist aus jenem Zug gestiegen und steht allein in der Dunkelheit, doch mein Körper ist mir treu. Nicht erst jetzt gehört mein Körper mir, er war auch früher schon meiner, kein Zweifel. Ich habe eine Vergangenheit, die dieser Körper trägt. Ich trete näher an mein Spiegelbild heran. Als mir die Menge auffällt, die sich in der Scheibe spiegelt, drehe ich mich um. Menschen laufen die Gasse hinauf und hinunter. Es geht lebhaft zu wie auf einem Vogelmarkt. Telefongeklingel. Verschiedenste Töne. Ich hebe die Hand zur Hemdtasche, berühre das Handy, das ich heute Morgen besorgt habe. Betrachte ein vorübergehendes Pärchen, dann eine Frau in geblütem Rock, die ihren kleinen Sohn an der Hand führt.

Seit heute früh bin ich draußen. Laufe zögerlich durch die Straßen Istanbuls. Mustere neugierig die Gesichter, die mir begegnen, wenn ich Ämter, Banken, Geschäfte betrete und wieder verlasse. Es macht mich nervös, wenn Autos an mir vorbeiflitzen und Menschen in der Menge im Vorübergehen meine Schulter streifen. Ich hatte geglaubt, wie in der Klinik würde mich auch auf der Straße jeder bemitleiden, mich mitfühlend anschauen. Doch niemand bemerkt mich auch nur. Im Lächeln der Angestellten, in der Tinte der Unterschriften auf Papieren, im Schweigen der Schlangen vor Glastüren gleichen die Menschen einander, ganz offensichtlich trägt jeder seine eigene Welt in sich, womöglich warten sie auf das Rattern eines Zugs, der sie eines Nachts wecken wird. Während ich hinter der Frau mit dem geblütem Rock und ihrem Sohn den Hang hinaufstapfe, überlege ich, ob auf dieser Gasse die Glückskinder überwiegen oder die Pechvögel. Zu welcher Seite tendiere ich? Zu dem Glück, den Sprung von der Bosphorusbrücke überlebt zu haben, oder zu dem Pech, mein Gedächtnis verloren zu haben? In meiner letzten Nacht in der Klinik hatte mein Bett Nachbar das Gegenteil